Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 26 (1984)

Artikel: Erinnerungen an die "Kanti"

Autor: Metz, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971939

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erinnerungen an die «Kanti»

von Peter Metz

Es war ein wundervoller Septembertag im Jahre 1926, als wir frischgebackenen Kantonsschüler erstmals der Aula unserer Kanti zustrebten, der «Lümmelburg», wie sie die Bevölkerung mitunter zu betiteln pflegte, um vom Rektor unserem Klassenlehrer zugewiesen zu werden. Am Vortag war das übliche Aufnahmeexamen über uns ergangen, abgenommen von Johann Bartholomé Gartmann, dem ausgezeichneten Seminarlehrer, der am besten zu beurteilen vermochte, wie es mit unserem Deutsch und unseren Rechenkünsten bestellt sei (nur diese Fächer wurden für die Zulassung zur I. Klasse des Gymnasiums geprüft); seine gütig-strenge Art ließ uns die ersten Schauer aus der Begegnung mit einer völlig neuen Welt, der Welt der Mittelschule, ungefährdet bestehen. Nach der Aufnahme hatten wir bei den Erben Naegeli, bei Fiebiger oder bei Trbola unsere blaue Kantimütze erstanden, die wir nun am ersten Tag unseres Kantonsschülerdaseins mit Stolz und Freude zur Schau trugen.

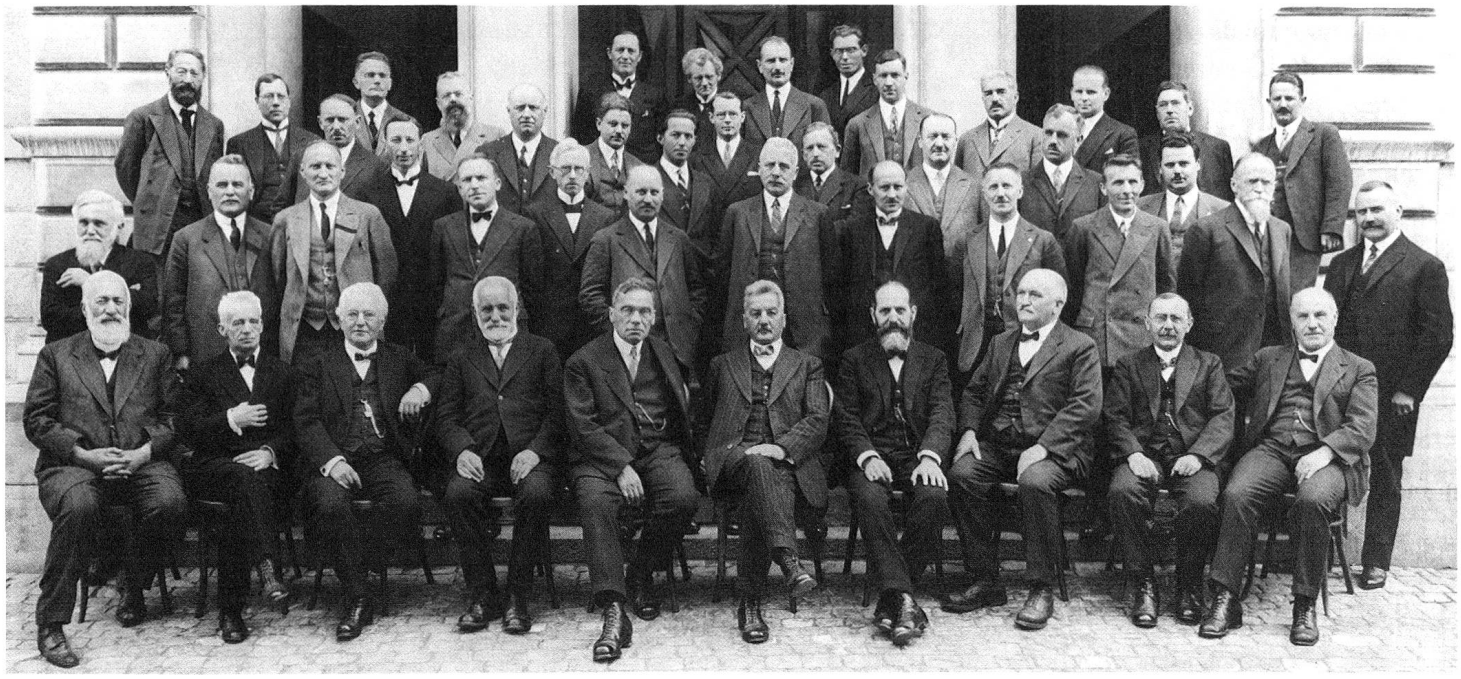
Die große Aula im damaligen Konviktgebäude nahm an diesem ersten Schultag die gesamte Schülerschaft auf, die Bisherigen und die Neuen. Nach dem Appell und der üblichen Ansprache des Rektors erfolgte die Zuweisung der einzelnen Klassen an die Lehrer, von denen ihnen anschließend der Stundenplan ausgehändigt wurde. Es herrschte dabei Disziplin und Ordnung in der prallvollen Aula, denn vorhanden war auch das gesamte Lehrerkollegium, das wir mit Respekt und vorsichtiger Befangenheit musterten. Von ihnen, den Lehrern, hing ja weitgehend unser zukünftiges Los ab. Ganz besonders fielen uns unter den zahlreichen Professoren, von denen wir vorderhand kaum einen dem Namen nach kannten, die älteren Semester auf, die meisten von ihnen mit schlohweißem Haar und dichtem Bart geschmückt. Der älteste unter ihnen war Dr. Constanz Jecklin, der soeben sein fünfzigstes Schuljahr antrat. Ein halbes Jahrhundert Mittelschullehrer und noch immer diese Rüstigkeit und Lebendigkeit der Bewegung und des Ausdruckes trotz seiner vierundsiebzig. Wir staunten, auch wenn wir die Fülle dessen, was dieser Mann zusätzlich, außerhalb der Schule, zu leisten vermochte, als Verfasser wertvoller historischer Arbeiten, als immer wieder beanspruchter Referent, noch nicht erfaßten. Bescheiden saß er da, nahm das ihm zugewiesene Grüpplein Schüler, denen er als Klassenlehrer den Stundenplan auszuhändigen hatte, in seine Obhut, liebenswürdig, zuvorkommend, mit jenem Gleichmaß von Strenge und Güte, die bei den meisten guten Lehrer gang und gäbe war.

Nur wenige Jahre jünger als Constanz Jecklin befand sich im anwesenden Kollegium, ebenfalls in seinem letzten Schuljahr stehend, Seminardirektor Paul Conrad, der seit 1879 zunächst als Seminarlehrer und dann seit 1889 als Direktor des Lehrerseminars wirkte und damit auf 37 Jahre Tätigkeit zurückblicken konnte. Von der nämlichen Zurückhaltung wie Jecklin, unauffällig in seinem Auftreten, aber voller Autorität, die ihm und seinem bedeutenden Amt galt, trat er auf, leise, fast scheu in allen seinen Äußerungen, ein alter Mann, wie uns schien, greisenhaft, aber doch voll lebendiger Geistig-

keit. Er war damals neben dem Schuldienst, der ihn bis an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit belastete, noch mit der Abfassung einer umfangreichen, wertvollen Schrift über Pestalozzi beschäftigt. Später, gegen Ende unseres ersten Schuljahres, konnten wir übrigens den Abschied von diesen beiden Lehrern miterleben. Er fand im Rahmen eines Ausfluges der ganzen Schule von Mastrils hinauf ins liebliche St. Margrethental statt, wo in Reden und Gesang den beiden ehrwürdigen Gestalten die gebührende Anerkennung für ihr Wirken bezeugt wurde. Der im Mittelpunkt des munteren Geschehens stehende Constanz Jecklin versagte es sich nicht, seinerseits in kurzer und würziger Ansprache Dank für die Ehrung zu sagen. Paul Conrad, der zufolge Unwohlseins an der Teilnahme verhindert war, wurde nach der Heimkehr mit einem Ständchen der Kadettenmusik bedacht.

Doch vorderhand, in der großen Aula beim Antrittsappell, durften wir noch nicht an kommende Feiern denken, und auch den beiden Jubilaren stand wohl nur der Ernst des Lebens im Sinn, nicht ihr bevorstehender Abschied. Umringt waren sie von ihren zahlreichen Kollegen. Da saß als einer der ältesten der Gesangslehrer Emil Christ in der Reihe. Schon anno 1893 hatte er zum erstenmal an der Kanti das Dirigentenstäbchen geschwungen und seither äußerlich nichts an Beweglichkeit eingebüßt. Mit munteren, listigen Äuglein blitzte er um sich. Als Gesangslehrer mochten wir ihn gut, und er selbst nahm die Sache nicht übertrieben streng. Schwänzereien übersah er womöglich ohne großes Lamento. Beim jeweiligen Appell, den er veranstaltete, pflegten anwesende Stellvertreter für ihre «verhinderten» Kameraden mit verstellter Stimme ihr «Hier» zu rufen. Wenn aber Herr Christ den einen oder andern der Aufgerufenen persönlich zu kennen glaubte und dem vernommenen «Hier» nicht ganz traute, fragte er: «Wo, bitte, wo?» – und entschuldigte sich, wenn ihm darauf Stillschweigen begegnete, mit einem irrtümlichen Mißhören.

Zu diesen alten Kämpen aus der Garde der schon im letzten Jahrhundert aktiven Lehrer zählte auch der Zeichenlehrer Hans Jenny, ein zarter, kultivierter Mann, scheu in seinem Wesen und den disziplinarischen Anforderungen, die an ihn gestellt waren, nicht gewachsen. Im nämlichen Jahr wie Hans Jenny, 1894, war auch Nicolo Gisep an die Kantonsschule gewählt worden und stand dann bis zum Jahre 1936 dem Konvikt vor. Zuerst, bis 1901, befand sich dieses in St. Nicolei, dann für ein Jahr im Hauptgebäude und seit 1902 im neuen Konviktgebäude, einem ungemein kahlen, nüchternen Bau, der den meist aus ländlichen Gegenden stammenden Zöglingen kaum bieten konnte, wessen sie bedurften. Doch durch das nüchterne, verbindliche Wesen des Konviktvorstehers wird den Schutzbefohlenen ein gewisses Maß an Fürsorge und Führung zuteil worden sein. Wir Schüler, die wir das Konvikt nicht frequentierten, pflogen nur dann Kontakte mit Herrn Gisep, wenn es galt, sich in der Zehnuhrpause ein Bürli zu erstehen. Dann stand er mit einer großen Zaine ofenwarmen Gebäcks im Gang und hielt den Hungrigen seine köstliche Ware feil. Die Bürli kosteten zehn Rappen, und wenn einem dieser Zehner fehlte, pumpte er einen Kameraden an, indem er ihn fragte: «Kasch mr nit zeha Rappa pumpa zum a Bürli kaufa?» Ich weiß keinen, der damit nicht zum Ziel gekommen wäre. Von Herrn Gisep war also nichts zu befürchten. Dann fixierte die Schülerschar die altbewährten Christian Christoffel, den etwas eitlen Johann Jakob Wolf und den Gefahr bringenden Balser Puorger, dessen Übername auf «Satan» lautete und einiges verhieß. Balser Puorger (nicht zu verwechseln mit Dr. Fridolin Purtscher, dem Konrektor, der uns dann später stellvertretungsweise etwa den Latein- und Griechischunterricht mit väterlicher Milde erteilte) war bei allem Schrecken, den sein Übername bereitete, ein fröhliches Original. Von ihm hieß es, er trage jahraus, jahrein keine Sokken (dafür verbargen seine klobigen Bergschuhe, die er stets trug, alles, was zu verbergen war). Eines seiner Charakteristika bestand darin, daß er sich kräftig in seinem Junggesellentum sonnte und dieses gegen alle Hänseleien, denen er deswegen ausgesetzt war, verteidigte. Dabei stand er im Verein mit andern hartgesottenen Ledigen: so mit Wilhelm Steiner, dem



Das Lehrerkollegium anno 1931

Musiklehrer und ausgezeichneten Komponisten, den man an den Freitagen regelmäßig als Alleingänger mit seinem Rucksäcklein die Höhen hinaufwandern sah, Otto Häusler, dem gefürchteten und beliebten Altphilologen, der jedoch früh starb, damals auch noch mit Dr. Manfred Szadrowsky, dem Deutschlehrer, etwas linkisch, aber ein gelehrtes Haus, und nicht zu vergessen mit Dr. Martin Meuli, dem Mathematiker, der uns auf unserm beschwerlichen Weg durch die mathematischen Gefilde mit ständigem Argwohn und ängstlicher Beflissenheit begleitete.

Um zur alten Garde zurückzukehren:

Dr. Jakob Ragaz unterrichtete in Deutsch und Geschichte, empfindlich und aufbrausend, während es dem stets fröhlich gestimmten Friedrich Pieth mit seinem urchigen Wesen leichter fiel, die Schüler bei der Stange zu halten. Er wirkte damals nur halbamtlich, seine Hauptbetätigung galt der Führung der Kantonsbibliothek und der Verfassung zahlloser historischer Arbeiten, die anno 1945 mit seiner «Bündner Geschichte» ihren denkwürdigen Abschluß fanden. Dann trat als Letzter der noch im 19. Jahrhundert berufenen Lehrkräfte Emilio Gianotti in Erscheinung, seit dem Jahre der Calvenfeier, 1899, als Lehrer für Italienisch und Rechnen wirkend, ein einstiger Sekundarlehrer, maßig von Gestalt, jedoch gutmütig-jovial in seinem Wesen, ein väterlicher Fürsorger seiner Schar aus den sonnigen Südtälern.

Wie vieler bewährter Lehrkräfte wäre hier weiter zu gedenken, die uns Jungen damals zum ersten Mal entgegentraten und die wir nachfolgend im Unterricht teilweise «genießen» durften! Nicht vergessen werden darf als an Amtsjahren drittältester Dr. Gustav Nußberger, der

Chemieprofessor, betagt, seit 34 Jahren im Schuldienst, ein unnahbarer Mann, wie uns schien, voller Ernst und Strenge. Sein Unterrichtsfach berührte uns zunächst nicht, der Chemieunterricht begann im Gymnasium erst mit der 6. Klasse. Doch welch ein Unterricht, wie wir dann erfahren durften, war es! Mit welch didaktischem Geschick, mit welcher Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit führte er uns in sein Fach ein, erklärte, verdeutlichte durch Theorie und praktische Experimente und ruhte nicht, bis er die Überzeugung gewonnen hatte, daß der vermittelte Stoff wirklich «sitze». Doch diese bei der Vermittlung des Stoffes gewonnene Überzeugung genügte ihm nicht, in der folgenden Stunde mußte ihn die Befragung der Schüler vergewissern, daß keine Lücken und Unklarheiten mehr bestanden. Es waren nicht hochgeschraubte Anforderungen, die er dabei an uns stellte, aber in deren Erfüllung war Nußberger unnachsichtig. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie ich in einer der ersten Stunden seines Unterrichtes von ihm zum Stoff der vorausgegangenen Stunde befragt wurde und dabei, mangels gründlicher Vorbereitung, etwas «ins Schwimmen» geriet. Er blieb ruhig, doch seine Augenbrauen hoben sich, und er warnte mich vor ungenügender Repetition. In allen folgenden Stunden rief er mich konsequent als ersten auf, und wehe mir, wenn ich noch einmal eine unbefriedigende Leistung erbracht hätte. Prof. Nußberger war ein ausgezeichneter Lehrer, keiner seiner Schüler war ihm gleichgültig. Er mag in seinem Innern jene, denen sein Fach in besonderem Maß zusagte und die entsprechende Leistungen erbrachten, besonders geschätzt haben. Anmerken lassen hat er sich dies jedoch nie, allen begegnete er mit gleichem Maß, keiner durfte sich einbilden, bei ihm einen besonderen Stein im Brett zu haben.

Dies überhaupt machte damals, so scheint mir, das besondere Klima der Kantonsschule aus: die allseitige Bereitschaft und der Wille der Lehrerschaft, die ihnen Anvertrauten zu fördern und sie richtig zu messen, und zwar im Unterricht selbst, durch das Befragen der Schüler, durch die peinliche Kontrolle der schriftlichen Arbeiten viel mehr, als durch Klausuren und

Dr. Gustav Nußberger

dergleichen. Der ganze Unterricht vollzog sich gemächlich, ohne Hektik. Im ersten Trimester vom Herbst bis Weihnachten erfolgten fast keine Unterbrechungen. Es gab damals keine Herbstferien; außer einem Tagesausflug mit dem Klassenlehrer und an Allerheiligen/Allerseelen einen zusätzlichen Ruhetag ging es ohne Pausen voran. Dafür genossen wir die langen Sommerferien von Anfang Juli bis Anfang September in vollen Zügen. War diese Ordnung den Lehrern und Schülern nicht zuträglicher als die heutige Aufsplitterung des Jahres durch immer wieder eintretende Ferienpausen?

Wie empfanden wir das gesamte Schulklima, das uns umfing und dem wir in der Folge in allen sieben Jahren unseres Mittelschuldaseins ausgesetzt waren? Wenn ich daran denke, daß gerade zu jener Zeit, anno 1929, Friedrich Torberg seinen berühmten Roman «Der Schüler Gerber» schrieb, jenes Werk, in welchem der damals noch junge Dichter aus eigenem Erinnern eine schlimme Schülertragödie, die Zerstörung eines jungen Lebens durch einen sadisti-

schen Lehrer, schildert, oder wenn man sich vergegenwärtigt, daß Klaus Mann in seinem Erlebnisbericht «Der Wendepunkt» dem Gymnasium, das er besuchte, das allerübelste Gedenken widmet, dann glaube ich, sagen zu dürfen, daß wir schulisch im Schlaraffenland lebten. Gewiß gab es etwa Disziplinarfälle, hagelte es mitunter Arreststrafen gegen Störefriede, kamen Lausbubereien vor, die zu Untersuchungen führten und im strengen Fall mit Ultimata endigten. Sogar an einzelne Schulausschlüsse vermag ich mich aus unserer Zeit zu erinnern. Doch alle sieben Jahre unseres Schuldaseins in Betracht gezogen: es handelte sich bei diesen disziplinarischen Vorgängen doch um Einzelfälle, und unter der Schülerschaft herrschte durchaus keine aufsäßige Stimmung, im Gegenteil ging es in den alten Gängen des Schulgebäudes und in den Klassenzimmern ungezwungen laut, doch manierlich und zwanglos-aufgeräumt zu und her. Man hatte seine Befürchtungen und Sorgen, mußte Schwierigkeiten mit dem einen oder andern Lehrer meistern, unterzog sich den Diktaten der guten und klopfte seine Sprüche über die weniger guten Professoren. Es waltete eine angenehme Disziplin, in der der Zwang eigentlich kaum eine Rolle spielte. Ganz besonders Obstinate leisteten sich die Aufsäßigkeit, ihre Schülermütze salopp zu tragen oder einen an ihnen vorbei gehenden Lehrer zu übersehen. Zu Affären führte solches Tun jedoch kaum je. Wir waren, im ganzen gesehen, harmlose Lausbuben und anerkannten willig die herrschenden Autoritäten.

Rektor Paul Bühler, Bleistiftzeichnung von Toni Nigg

Deren oberste Spitze lag bei Rektor Paul Bühler. Wie gut vermag sich jeder von uns seiner zu entsinnen! Er war ganz anderer Art als sein Vorgänger Constanz Jecklin, den er anno 1919 im schweren Amt abgelöst hatte. Bei Bühler dominierte der militärische Ton. Wo immer er auftrat, führte dies zu einer Halbachtungsstellung der Anwesenden. Man ließ sich von ihm imponieren und gab sich Mühe, ihm Gehorsam zu erweisen. Bei den Schülern stand er trotz seinem etwas unnahbaren Wesen in hoher Achtung. Gleichzeitig war er von gütiger Art, kein sturer Rabauzi, sondern ein ruhig wägender, gerecht denkender Mann. Wenn's drauf ankam, applizierte er für irgend eine Disziplinwidrigkeit dem Fehlbaren eine Ohrfeige, womit der Fall für ihn erledigt war – und seine «Handschrift» mochte sich hierbei im Einzelfall von bester Qualität erweisen. An sich selbst stellte er sowohl im Unterricht als im Rektorat hohe Anforderungen. Er war der Schule ein tüchtiger Leiter. Wie sonst wäre es ihm möglich gewesen, eine Schar von schon damals immerhin über 450 Zöglingen ohne irgend einen administrativen Apparat zu führen! Das war nur dank seiner Umsicht und straffen Ordungsmacht möglich. Auch als Lehrer, wenn man seinen Unterricht in den obersten Klassen besuchte, trat er den Schülern mit Strenge, doch mit gütiger Zuvorkommenheit entgegen. Er förderte sie, ohne sie unnötig zu drangsalieren. Es gab bei ihm keine esoterischen Höhenflüge, doch das belehrende, wärmende Gespräch war ihm nicht fremd. Zum Schluß, nach bestandener Matura, gab er uns einen wertvollen Rat, den nachfolgend freilich keiner befolgte: wir sollten über alle unsere geistigen Erlebnisse eine lückenlose Kartotheksammlung

anlegen und ihr namentlich wichtige Zitate aus den Werken der Literatur einverleiben; aus solcher Beharrlichkeit gewännen wir einen jederzeit greifbaren Schatz von Perlen, die unser kulturelles Dasein bereichern würden. Wie oft habe ich später an diesen weisen Ratschlag gedacht und tief bedauert, ihm nicht gefolgt zu sein.

Das war anno 1933, dem letzten Jahr seines Rektorates. Denn nun ließ er sich in der Führung der Landesschule ablösen, um das ihm verbleibende Dezennium im gewöhnlichen Lehramt zu verbringen. Ersetzt wurde er von Janett Michel. Ihm bewahrt gewiß jeder von uns als unserem Latein- und Griechischlehrer ein besonders freudiges Andenken. Von der ersten bis zur letzten Klasse war er einer unserer Hauptlehrer und befand sich auf der Höhe seines Wirkens, als wir ihm anvertraut wurden. Michel, obwohl selbst hoher Offizier, als Meisterschütze auf allen Schießveranstaltungen anzutreffen, in seinen jungen Jahren zudem sportbegeistert und deshalb nebenher im Turnfach tätig, war ganz anderer Art als sein Vorgänger im Rektorat. Dessen autoritative Art fehlte ihm vollkommen. Wenn er nicht ausnahmsweise einmal schlecht gelaunt war, was dann freilich bei ihm zu einem jäh aufwallenden Zornesausbruch führen konnte, war er von betont jovialem und gütigem Wesen. Ein feines Schmunzeln umspielte oft seine dunklen Augen, und wenn der Tag oder die Stunde ihm ausnehmend zusagte, entflohen ulkige Sprüche seinen lachenden Lippen. An Kalauern hatte er seine besondere Freude und produzierte sich in ihnen immer wieder, womit er uns im strengen Getriebe seines Latein- und Griechischunterrichtes manche erholsame Atempause gewährte. «Alles mit Maß, sprach der Schneider – und schlug seine Frau mit der Elle tot», war einer seiner gelegentlichen Sprüche. Er war daneben ein ausgezeichneter Stilist, schrieb viele und wertvolle historische Arbeiten, die noch heute lesenswert sind und die nach seinem Ausscheiden mit der glänzend geschriebenen Festgabe «150 Jahre Bündner Kantonsschule» ihre krönende Vollendung fanden. Es war rührend, was er neben seinem strengen Lehramt an wissenschaftlichen Bemühungen auf sich nahm. Die deutsche Dichtung, namentlich die Klassiker, kannte er gründlich und liebte es, den griechischen Stoffen Parallelen aus der deutschen Dramatik oder Epik gegenüberzustellen. Wenn er dann bei uns auf eine geistige Leere stieß, pflegte er mit gütigem Lächeln zu fragen: «Ja, liest man denn Schiller (oder Kleist oder Goethe) nicht mehr?» Auf diese Weise regte er uns an, immer wieder zu den Schätzen unserer abendländischen Kultur zu greifen.

Kantonsschüler Janett Michel

Michel war außergewöhnlich gescheit, wenn auch nicht von jener raschen Intelligenz, die man dem Blitzgescheiten attestiert, sondern bedächtig, überlegt und nüchtern. Man gewann den Eindruck von ihm, er sei versponnen, und schon sein Gang verriet eine gewisse verhaltene Art. Nicht unberechtigt gaben die Schüler ihm den Vulgo «Schlapp», und als später ein Lehrer gewählt wurde, der diesen zivilstandsamtlichen Namen wirklich trug, versuchten die Schüler, diesem Novum durch den neuen Vulgo «Döser» gerecht zu werden, der freilich nie recht heimisch wurde. Immerhin war er recht treffend, denn nicht selten zeigte Michel das Gehaben eines, der etwas schläfrig wirkte, was er übrigens

an seinen Schülern gar nicht schätzte. Einen im Unterricht Teilnahmslosen pflegte er mitunter mit dem Vorwurf aufzurütteln: «Döst der Kerl denn schon wieder?»

Trotz seiner durchaus modernen Lebensweise gab sich Michel gerne den Habitus eines betont Konservativen, und es eignete ihm eine recht altväterliche Sprache. Die direkte Anrede vermied er meist und bediente sich dafür des alten «Er»: «Ist er müde?» «Hat er schlecht geschlafen?» «Hat er seine Sache nicht gelernt?» Er liebte eine gewisse schalkhafte Versponnenheit und spielerische Behäbigkeit, die die dunkeln Seiten seines Wesens aufhellten, denn auch sie waren unverkennbar da. Um beim Sprachlichen zu bleiben, schätzte er das Dramatische, und die sprachlichen Vertracktheiten, ein Kunstmittel der Dramatik, hatten in ihm einen freudigen Bewunderer. Seine Lust an der Dramatik fand ihren Niederschlag in frühen eigenen Darstellungsversuchen. Im Jahrgang 1916 des Bündner Monatsblattes veröffentlichte Michel ein längeres Gedicht, in welchem er farbig, gespickt mit den ihm besonders am Herzen liegenden Alliterationen, das Schicksal eines «Überläufers am Umbreil» schilderte. Die erste der acht Strophen dieses Opus lautete folgendermaßen:

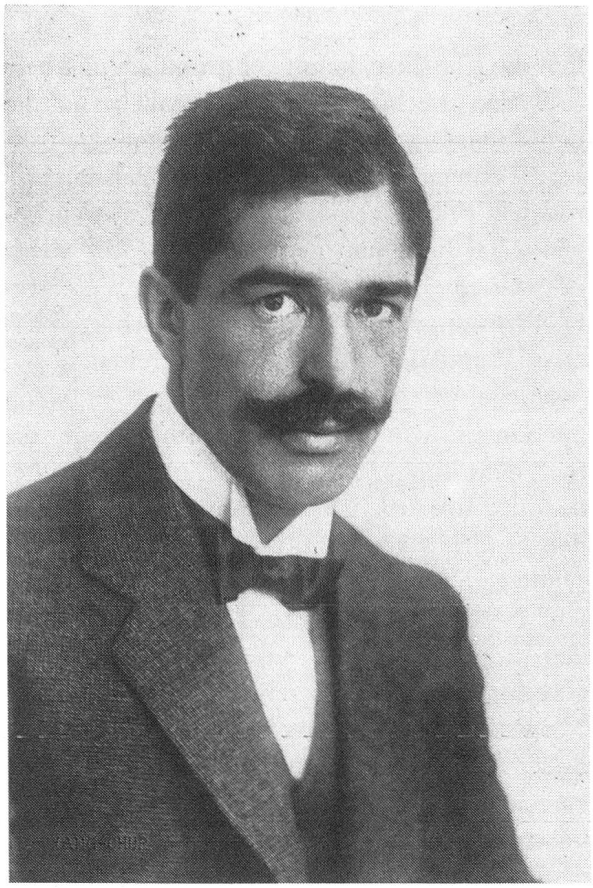
«Leis schleichen vom Zelt sie zum grauenden Grate
im nächtlichen Nebel, daß niemand verrate
die flüchtig fliehende Flucht in die Weite,
die Rettung vom meuchelnd mördrischen Streite.»

In gleicher Weise ging es dann weiter, wie etwa:

«Glüht glimmernd vom Grate nicht sterbende Glut?»

Oder:

«Die Grenzer, sie fahnden und spähen im Düster
Und spüren und nüstern mit leisem Geflüster.»



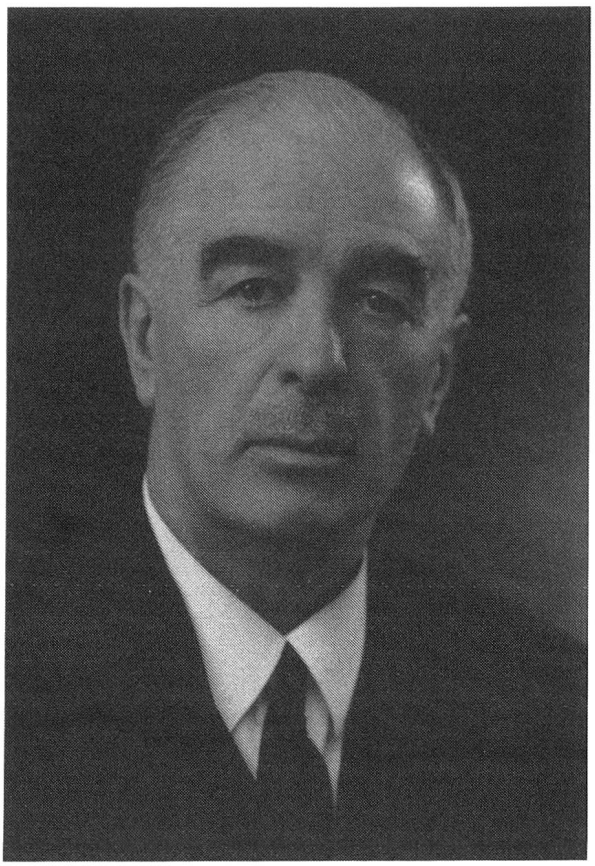
Der junge Kantonsschullehrer Janett Michel

Der damalige «Oberleutnant» gab sich wirkliche Mühe mit einer packenden Gestaltung seiner Ballade, die er sich in besinnlichen Stunden am Umbreil abrang, wenn er in späteren Jahren über diesen seinen dichterischen Erstling, dem (man darf wohl sagen: glücklicherweise) ein zweiter keineswegs folgte, geschmunzelt haben mag. Er nahm sich selbst durchaus nicht wichtig, und dieses Schmunzeln gehörte lebenslang zu ihm. Er war ein Humanist seltener Prägung, den Werten der Antike ganz verpflichtet, ein Klassiker durch und durch und doch in keiner Weise lebensfremd, sondern fest im Wurzelgrund seines Herkommens verhaftet. Er, der alle Schulen seines Heimatkantons durchlaufen hatte, kannte wie kaum ein anderer den Bündner Typus und Charakter, beurteilte die ihm anvertrauten Schüler mit den richtigen Maßstäben, war ihnen Förderer, nicht ihr Quälgeist. Ich war ihm bis an sein Lebensende zugetan und durfte mich Jahre nach dem Schulaustritt glücklich schätzen, sein vertrautes Du zu besitzen.

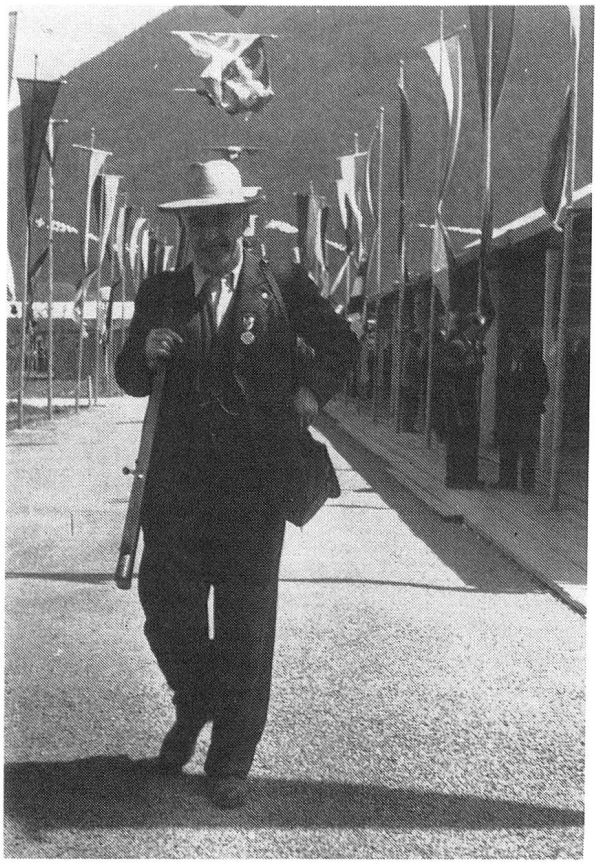
Ach, wie viele tüchtige, menschlich hochstehende Lehrer wirkten zu unserer Zeit an unserer Landesschule, und welches Maß an Zuneigung

wurde von ihrer Seite den ihnen Anvertrauten zuteil! Gewiß gab es auch die «Nieten», die kaum irgendwie für die Erhellung der Köpfe sorgten, gab es sodann die an sich Gelehrten, denen jedoch das erforderliche didaktische Geschick mangelte, oder gab es die rührend Unbeholfenen, deren Unterrichtsstunden meist in herzerquickender Allotria aufflogen. Ihnen müßte ein besonderes Kränzchen gewunden werden, denn sie haben gekämpft und gelitten, ohne zu Lebzeiten Dank und Anerkennung zu empfangen, wobei ihr Unterricht, rückblickend betrachtet, durchaus nicht immer so fruchtlos war, wie es uns damals schien. Allermindestens boten sie ihren Zöglingen jene Erholungsstationen, die sie in ihrem gelegentlich anforderungsreichen schulischen Alltag nebenher benötigten.

Denn das Regiment bestimmten denn doch die tüchtigen Kräfte, die Sonderzahl an der Schule wirkten und denen wir für unser ganzes

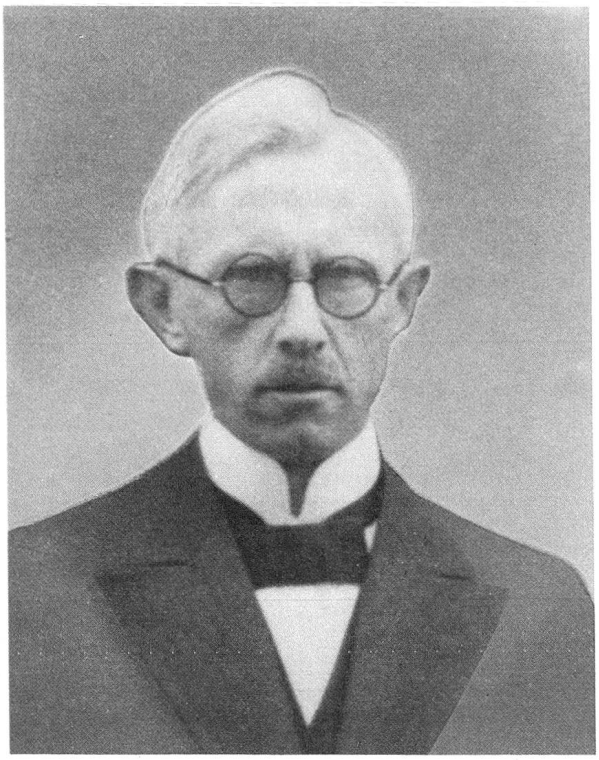


Michel als Rektor



Janett Michel als Schützenveteran

Leben in dankbarem Gedenken verbunden bleiben. Ihnen allen hier gerecht zu werden, würde viel zu weit führen. Auch genoß unsere Klasse ja nicht den Vorzug, nur diesen Koryphäen anvertraut zu werden. Indessen darf ich nicht darauf verzichten, mindestens drei Gestalten unserer Klassenlehrer ihren eleusischen Gefilden zu entrücken und ihnen heute den Dank für ihr einstiges Wirken abzustatten. Beim ersten handelte es sich um Dr. Karl Hägler, den glänzenden Botaniker und Zoologen, der uns während sechs Jahren den Naturkundeunterricht erteilte (in der ersten Klasse absolvierten wir dieses Fach bei Emil Capeder, der damals freilich schon arg gealtert war und kurz vor seinem Rücktritt stand). Welch interessanten Unterricht erteilte uns Hägler! Welche Stoffülle beherrschte er! Über welch didaktisches Geschick verfügte er, um seine Schüler immer tiefer und eindrucksvoller in die Geheimnisse des Lebens einzuführ-



Dr. Karl Hägler

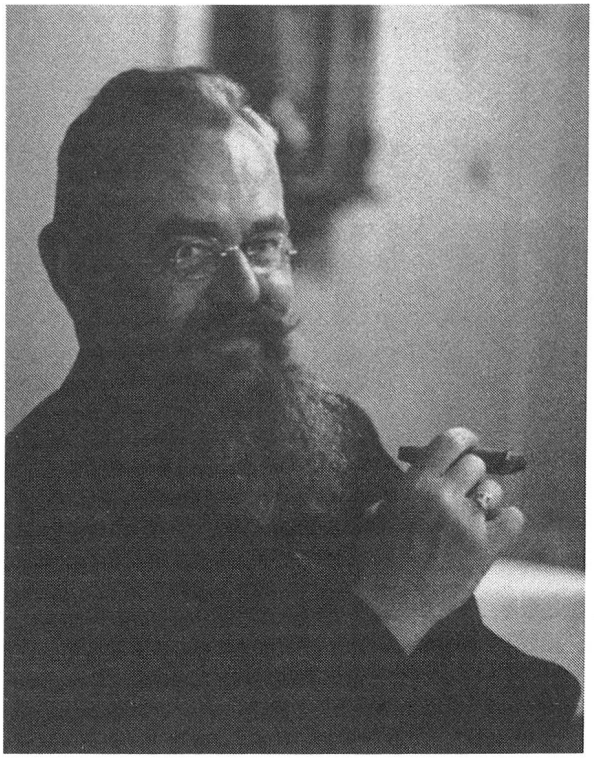
ren. Er war Methodiker, verlangte Vieles und vor allem Gründliches von jedem einzelnen von uns. Es herrschte strenges Arbeitsklima bei ihm und eine ganz selbstverständliche Disziplin. Obwohl klein von Statur, verfügte er über eine natürliche Autorität, die auch die Widerspenstigsten sich ihm unterordnen ließ. Neben dem Stofflichen kam auch das Menschliche zu seinem Recht. Er war uns Ratgeber in unsern Problemen, man durfte sich ihm bei auftretenden Schwierigkeiten anvertrauen, er war nicht zu stolz und zu erhaben, um sich seiner Schüler auch außerhalb des Unterrichts anzunehmen. Neben seiner Lehrtätigkeit, die ergänzt war durch seine Vorsteherschaft beim Naturkundenmuseum, das sich damals zunächst in der Villa Planta unter prekären räumlichen Verhältnissen befand, oblag Hägler steter wissenschaftlicher Forschung, die ihn Jahr für Jahr in seinen Ferien in Beschlag nahm und ihm Grundlage für eine reiche Publizistik bot. Bünden verdankt ihm viel.

Eine nicht minder ansprechende Gestalt war der Schule damals in der Person von Alfred Kreis gegenwärtig. Als Physiklehrer führte er uns vom 5. Schuljahr weg in die Geheimnisse seines interessanten Faches ein und wußte uns zu beeindrucken. Kreis war hochbegabt, dabei von unendlicher Bescheidenheit und nur selten fähig, die seinen Unterricht begleitenden Experimente wirklich zu einem erfolgreichen Abschluß zu bringen. Sehr oft harzte es damit bedenklich. Doch, was tat es. Welch geringen Schaden verursachte er, wenn er mitunter über unsere Köpfe hinweg dozierte und uns in Sphären führte, denen nur die Allerbegabtesten unter uns noch zu folgen vermochten. Doch alle riß er mit, keiner war verstockt bei ihm, alle erblickten in ihm einen begnadeten Geist, umfassend gebildet, bei dem sich die tiefen physikalischen Erkenntnisse mit einer ausgeprägten Geisteskultur paarten. Als er für seine Forschungen im Gebiet der Seismographik von der ETH das Ehrendoktorat empfing, fühlte sich die ganze Landesschule mit ihm geehrt.

Unser Hauptlehrer indessen war von der dritten Klasse weg Dr. Paul Brunner. Welcher der Einstigen vermöchte sich nicht lebhaft seiner zu

Dr. h. c. Alfred Kreis

erinnern! Auf den Herbst 1906 war er an die Kantonsschule gewählt worden, wobei er, wie er später gerne schmunzelnd erzählte, von seiner Wahl zuerst aus der NZZ erfuhr. Er war damals frisch gebackener Mittelschullehrer, und Chur bildete seine erste Lehrstelle – der er hinfort während 40 Jahren treu blieb. Als bedachten Übergang von der bisherigen Studentenfreiheit in die Fesseln einer festen Anstellung gönnte er sich im Sommer 1906 einen Aufenthalt in Paris. Von ihm besitzen wir eine köstliche photographische Aufnahme: Brunner mit einem frisch sprießenden Bärtlein, das er sich einzig deshalb «anschaffte», weil er sich keinem Pariser Coiffeur zur Rasur anvertrauen wollte, und geschmückt mit einem Halbzylinder, einem sogenannten Koks. Dem ersteren blieb er hinfort treu und ließ seinen Schmuck allmählich zu einem tüchtigen Vollbart auswachsen, der letztere haftete ihm mindestens als Übername lebenslang an. Mutmaßlich, daß der gefeierte Lehrer eine zeitlang auch noch in Chur seine antiquierte Haupteszier, die er sich in Paris erstanden



Unser Lehrer Paul Brunner

Paul Brunner in Paris

hatte, zur Schau trug, denn bis an sein Ende war und blieb er für alle Schüler und seine Kollegen der «Koks».

«Gefeiert» habe ich gesagt, sei er von Seiten seiner Schüler gewesen. Ich weiß dies nicht nur selbst, sondern auch von Angehörigen der älteren Jahrgänge, die ihm lebenslang anhänglich waren. Als Geschichtslehrer trat er zwar nicht mit letzter Brillanz hervor. Bedenkt man, daß er in gewissem Sinne die Nachfolge von Giachen Caspar Muoth antrat, der im nämlichen Jahr 1906 das Zeitliche segnete, als Paul Brunner, 25jährig, die Stelle antrat, so kann man sich wohl kaum einen klaffenderen Gegensatz denken. Muoth war auch als Lehrer der Dichter, dozierte, geriet ins Feuer und riß seine Schüler als begeisterter Stürmer förmlich mit sich. Wir wissen dies aus zahlreichen Zeugnissen. Brunner hingegen fehlte jedes Pathos, jedes Stürmen und Wetterleuchten. Er war sachlich, nüchtern, gewissenhaft, er war der zuverläßige Methodiker, der stofflich das bot, was die Materialien ihm präsentierten, der nicht mitriß, aber ein-

wandfreie Grundlagen bot, durch Gewissenhaftigkeit das Lernen zur Freude machte.

Seine Sachlichkeit, die sich mitunter ins geradezu Mürrische steigerte, war jedoch rein pädagogisch bedingt. In seinem Wesen fehlte ihm jede emotionale Verzwängtheit. Er war privat, wenn's ihm «drum» war, von betonter Fröhlichkeit. Dies durften wir immer wieder auf unsern Herbstausflügen erleben, wenn er als unser Klassenlehrer mit uns auf unsern Bummel ausflog. Bei diesen Anläßen gab er sich lustig und fidel, lachte über unsere Witze, gab selber solche zum besten. Da herrschte die fröhlichste Stimmung, und nichts verriet an diesem Tag den strengen Gymnasiallehrer. Aber wehe, wenn einer versucht hätte, anschließend, im Unterricht, das Tönchen vom Vortag wieder anzuschlagen! Paul Brunner hätte ihn damit, funkelnden Auges und die Brauen hochgestellt, gebührend heimgeschickt.

Hauptsächlich unterrichtete uns Paul Brunner jedoch in Deutsch. Hier war er der geborene Meister: belesen und gebildet, ein ausgezeichneter Methodiker, dazu streng in seinen Anforderungen, disziplinarisch ohne die geringsten Mühen, oft vermeintlich barsch, befähigt zu träfen Sprüchen, die den Unterricht aufhellten, gerecht nach jeder Richtung hin, eine imponierende Persönlichkeit.

Daß er sein Doktorat einst mit einer Arbeit über die Lyrik Gottfried Kellers erworben hatte, ging mir zunächst nicht recht ein. Sein Wesen schien der zarten Lyrik eigentlich nicht zugetan. Vielmehr präsentierte er sich uns als der strenge Logiker und Intellektuelle, der von seinen Schülern geistige Disziplin, grammatikalische Zuverlässigkeit und sprachliche Ausdrucksfähigkeit verlangte. Von Anfang an hielt er uns hierbei in strengster Zucht. Den Grammatikunterricht, den er uns erteilte (eine Stunde pro Woche in den beiden ersten Jahren), werde ich nie vergessen. Mit äußerster Gründlichkeit vermittelte er uns die grammatikalischen Grundlagen einer einwandfreien Schreib- und Sprechweise. Dabei wurde uns allen erst bewußt, daß auch in der Sprache allein, in ihrer Ausgestaltung, Syntax und Interpunktion, viel mehr Kultur steckt, als man sich dessen gemeinhin bewußt ist.

Neben dieser grammatikalischen Disziplinierung vermittelte Paul Brunner seinen Klassen den eigentlichen «Stoff», angefangen von den griechischen Epen über das deutsche Mittelalter bis in die Klassik unter Einbezug der großen Dramatiker mit Shakespeare an der Spitze. Was er dabei seinen Zöglingen an Lektüreaufgaben zumaß war beträchtlich. Jede Woche war eine größere Erzählung oder ein dramatisches Werk zu bewältigen, denen jeweilen eine eingehende Erörterung zuteil wurde. Nichts halbes duldete der Lehrer hierbei, er forderte Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Auf diese Weise ging uns eine Welt des Geistes auf. Auch wenn sie in Brunners Unterricht mit der Klassik aufhörte und in der großen Gestalt Goethes ihr Ende nahm, prägte sie uns und gab uns Flügel, uns bis in die Gegenwart hinaufzuschwingen.

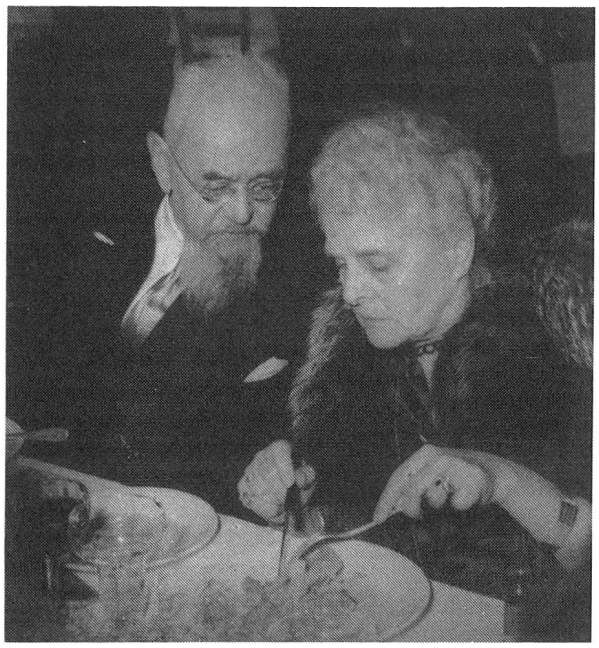
Dieser sprachliche Unterricht wurde ergänzt durch zahlreiche Aufsätze, seien es Hausaufsätze oder Stundenaufsätze gewesen. In diesem Bereich bot er Hervorragendes. Systematisch förderte er bei seinen Schülern das logische Denken. Ein wesentliches Mittel hiezu ersah er darin, daß er bei den schriftlichen Arbeiten konsequent eine inhaltliche Disposition verlangte. Aus ihr vermochte er zu erkennen, ob die Arbeiten einer streng logischen Denkweise entsprangen. Welches Maß an Arbeit und Mühen auferlegte sich unser Lehrer nachfolgend mit der Korrektur der vielen Arbeiten! Jede einzelne wurde von ihm gewissenhaft geprüft und zensuriert, nichts entging seinem kritischen Blick. Konnte er in seinem Urteil hin und wieder befangen und in seinen Äußerungen rabauzig sein, schimmerten immer sein humanistisches Gewissen und seine große Menschlichkeit durch. Er war uns Bengeln ein Vorbild nach jeder Richtung hin.

Doch kam auch die Lyrik zum Zug. In den ersten beiden Jahren war je eine Wochenstunde seines Unterrichtes zwei großen Gedichtszyklen, Heimatgedichten und Geistergedichten, reserviert. Eine Fülle von Gedichten wurde gewissenhaft «erarbeitet» und war dann von jedem Schüler auswendig zu lernen, 20 und mehr in ei-

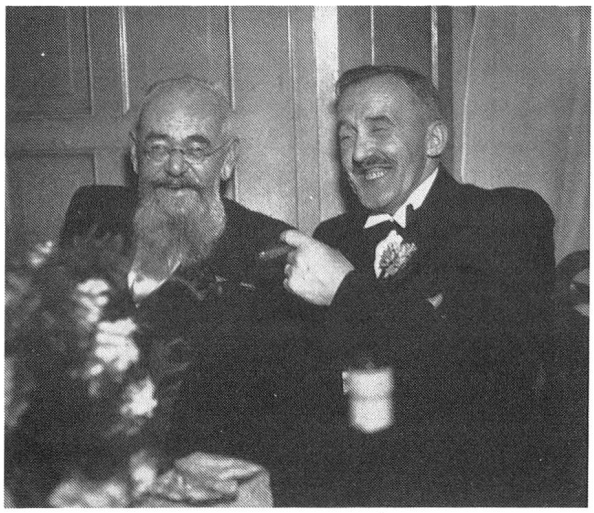
nem Jahr. Ein großartiger Schatz der deutschen Lyrik tat sich uns damit auf, es wurde uns allen damals bewußt, wie notwendig und richtig es ist, Gedichte nicht nur zu lesen, sondern sie gründlich auswendig zu lernen, um sie sich auf diese Weise in voller Schönheit und Eindrücklichkeit einzuverleiben.

Paul Brunner stand im Zenith seines Wirkens, als er uns meisterte und unterrichtete. Den Schuldienst quittierte er erst 13 Jahre nach unserem Austritt, anno 1946, mit 40 bestandenen Schuljahren auf dem Buckel. Man sah ihm diese Last damals und später nie an. Die leichte Gebeugtheit seiner Gestalt beeinträchtigte seine Frische und Robustheit in keiner Weise und widerspiegelte auch nicht seinen Charakter. Allezeit war er gerade und unbestechlich, in seinem Urteil sowohl als in seinen Äußerungen, ein Vorbild und uns ein Ansporn fürs ganze Leben.

Unsere sieben Gymnasialjahre fanden im Juni 1933 mit der Erlangung der Matura ihren Abschluß. Wenn man selbst sich einem solchen Examen, das sich in unserem Fall über mehrere Wochen erstreckte, zu unterziehen hat, ist man geneigt, in ihm eine unnötige Schikane zu erblicken. Als ob die in sieben Jahren empfangenen Zeugnisse nicht ausreichenden Ausweis für



Der charmante Gesellschafter anno 1950



Paul Brunner in fröhlicher Unterhaltung mit seinem Gegenschwäger Lehrer L. Danuser

die schulische Reife abgeben müßten! Doch, abgesehen davon, daß dieses Maturaexamen einer eidgenössischen Vorschrift entspricht, hat es auch seine guten Seiten. Es ist pädagogisch richtig und begründet, daß ein junger Mensch sich gedanklich und nervlich auf Probe stellen läßt. Das fördert seine Konzentrationsfähigkeit und verschafft ihm nach Erreichung des Zieles zudem innere Genugtuung. So waren denn die Schweißperlen, die unsere mündlichen Examina begleiteten, durchaus nicht zwecklos. Sie fielen freilich besonders reichlich dadurch aus, daß wir, als wir uns zu den mündlichen Prüfungen zu stellen hatten, in eine drückende Hitzewelle hinein gerieten und in unsern Kadettenuniformen fast verschmachteten. Das indessen hatte den Vorteil, daß die Herren Experten ungewiß waren, ob unsere Schweißperlen, die wir zur Schau trugen, durch verborgene Ängste oder allein durch die Hitze bewirkt seien. Gnädig ließen sie jeden von uns die Matura bestehen.

Mit ihr im Sack vermeinten wir, nach Überwindung der siebenjährigen Zweifel und Drangsale nun für unser künftiges Leben allen Mühen und Sorgen enthoben zu sein. Daß wir in Wirklichkeit einen der schönsten Lebensabschnitte verließen, unfähig zu erkennen, was wir mit dem empfangenen Ausweis dem Elternhaus und der Schule zu verdanken hatten, das sollte uns erst viel später, in unseren bestandenen Jahren, voll bewußt werden.